

Die Rückkehr aus dem Exil¹

Präzise, unpräzise, trotzdem stark von seinen persönlichen Empfindungen geleitet – so beschreibt Alfred Döblin die eigene intellektuelle Verfassung im Augenblick der Rückkehr nach Deutschland. Der Bericht befindet sich in Döblins autobiografischer Schrift *Schicksalsreise*. *Schicksalsreise* ist die Darstellung von Döblins Flucht durch Frankreich vor den anrückenden deutschen Truppen im Sommer 1940, des anschließenden Aufenthalts in den USA und der Rückkehr nach Deutschland:

„Als ich wiederkam, da – kam ich nicht wieder. Du bist nicht mehr der, der wegging, und du findest deine Wohnung nicht mehr, die du verließest. Du weißt es nicht, wenn du weggehst. Du ahnst es, wenn du dich auf den Rückweg machst, und du siehst es beim Betreten deines Hauses. Dann weißt du alles, und siehe da: noch nicht alles.“²

Die Ambivalenz der Gefühle, der Widerspruch zwischen Hoffnung und Enttäuschung, der Druck immer stärker werdender, in diesem Ausmaß nicht erwarteter Erinnerungen – all das ist durchaus symptomatisch für die Erfahrungen, die viele Emigranten machten. Im Augenblick der Rückkehr nach Deutschland kehren die Gedanken zurück zu der Zeit vor dem Exil, an die Erlebnisse der Flucht, an verlorene Freunde und Verwandte. Zugleich bricht ein unerwarteter Patriotismus durch: Der Rückkehrer identifiziert sich mit der Heimat, sobald er ihrer ansichtig wird – ein Gegensatz, an dem jeder einzelne schwer trägt.

Die Gefühle, die Döblin schildert, stehen jedoch nicht ausschließlich mit dem Augenblick der Rückkehr in Verbindung. Sie spiegeln zu einem Teil die familiäre und politische Situation, in der sich der Remigrant befindet. Aufschlussreich ist, was Döblin über seine Familie berichtet. Sechs Familienmitglieder hatten 1933 Deutschland verlassen, nur vier kehren zurück. Der älteste Sohn ist in den USA geblieben. Ein anderer Sohn ist 1940 als französischer Soldat gefallen – vermutlich durch Selbstmord, um auf keinen Fall den deutschen Truppen in die Hände zu geraten. Die Nachricht vom Tod seines Sohnes hatte Döblin erst im März 1945 erreicht.

Döblin erinnert sich, in welcher Stimmung er 1933 Deutschland verlassen hatte. Er hatte damals an seinem Roman *Babylonische Wandlung* gearbeitet, der das Exilthema – transponiert auf die Gestalt eines von der Gegenwart vergessenen babylonischen Gottes – vorwegnahm. Döblin hatte sich „hochgemut“, „hochmütig“ gefühlt (S. 367). Sein Gefühl war, „frei“ zu sein, als er Deutschland verließ (S. 368).

„Ich flog, ich dachte, es wäre nur der Flug aus einem Käfig.“ (Ebd.)

Wie sehr dieses damalige Gefühl auf einer Selbsttäuschung basierte, wird Döblin im Augenblick der Rückkehr bewusst. Er erlebte die wirkliche Erschütterung durch eine erste Begegnung mit deutschen Kriegsgefangenen, die, unmittelbar nach Ankunft des Überseedampfers, noch in der Nacht zu Entladearbeiten eingesetzt werden. Der Anblick dieser „Geschlagenen“, „Gestraften“ (ebd.), wie Döblin sagt, beunruhigt ihn. Dass die Passanten am Pier an diesen Gefangenen, die das Aussehen von Sträflingen haben, vorübergehen, „als wären sie nichts“,

¹ Vortrag an der Katholischen Akademie Hamburg (Ende der 1980er Jahre). Anlass war eine von mir initiierte Veranstaltungsreihe mit vier prominenten Emigranten: Walter Janka, Jakob Moneta, Michael Thomas und Elisabeth Weichmann, über die Probleme des Exils und der Rückkehr nach Deutschland.

² Alfred Döblin: *Autobiographische Schriften und letzte Aufzeichnungen*. Hrsg. von Edgar Pässler. Frankfurt a.M./Wien/Zürich: Büchergilde Gutenberg 1978, S. 368. – Seitenangaben im Text beziehen sich auf diese Ausgabe.

empfindet Döblin er als eine „furchtbare, niederdrückende Begegnung“ (ebd.). Nichts hatte er selber so sehr gefürchtet, wie diesen Armeen in die Hände zu fallen.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris fährt Döblin weiter nach Baden-Baden, wo er als „Chargé de Mission“ im Range eines Offiziers innerhalb der französischen Militärverwaltung arbeiten soll. Beim Überschreiten der Grenze vermerkt er das symbolträchtige Datum: Es ist der 9. November, Datum, wie Döblin sagt, „eines Zusammenbruchs, einer verpfuschten Revolution“ (S. 369). Wie sieht die Situation dagegen heute aus? Auf das militärische Debakel folgt keine Revolution; niemand stellt sich mit seiner ganzen Person und Leidenschaft in den Dienst gesellschaftlicher Veränderung. Stattdessen ist Apathie eingetreten; man will das Zerstörte aufbauen, man interessiert sich nicht für Politik. – Hier beginnt Döblin, sich ausführlich mit dem Mangel an politischer Situationsanalyse bei den Deutschen zu beschäftigen. Er ist konsterniert von der fehlenden Streitbarkeit, der fehlenden intellektuellen Beweglichkeit. Der Unterschied steht ihm deshalb so plastisch vor Augen, weil er selber im Exil einen Roman über die Novemberrevolution geschrieben hat. Die Materie ist ihm also präsent: er weiß, worin sich die heutige Stimmungslage von der damaligen unterscheidet.

Döblins Stimmungen wechseln ständig. War er bei seiner Ankunft über den Anblick deutscher Kriegsgefangener erschüttert, so fühlt er sich jetzt, als er deutsche Straßennamen sieht, an die Angsträume der Exilzeit erinnert. Deutsche Straßennamen wahrzunehmen hatte damals bedeutet, auf deutschem Boden – und damit in den Händen der Nazis – sich zu befinden. Das war gleichbedeutend mit dem Tod. – Dann hört Döblin erstmals nach 12 Jahren den Klang der deutschen Sprache wieder. Nun dominiert nur noch ein Gedanke bei ihm: Er möchte „helfen“ (S. 371).

Der Wechsel der Gefühlslage zeigt die psychischen Veränderungen an, die das Exil bewirkt hat. Über Jahre hinweg hat der Emigrant Döblin in Angst und Unsicherheit gelebt. Positive wie negative Erfahrungen lösen in gleicher Weise emotionale Erschütterungen aus, die sich zu Krisen zuspitzen. Mit der Rückkehr nach Deutschland stellt sich nicht Ruhe ein, sondern erneute, ständige Beunruhigung.

*

Im zweiten Abschnitt seines Berichtes versucht Döblin, sich ein Bild über die Art und das Ausmaß der Veränderungen zu machen, die in Deutschland vonstattengegangen sind. Er beginnt mit einer Bilanz. Zuerst konstatiert er das unbeschreibliche Ausmaß an Zerstörungen, das alle bisherigen, vergleichbaren Vorkommnisse verblassen lässt. Noch mehr jedoch bewegt Döblin die Erkenntnis, dass allem Anschein nach der ursprünglichste der menschlichen Triebe, so Döblin: der Besitz- und Gewinntrieb, außer Kraft gesetzt ist. Die Deutschen nehmen den Verlust von Besitz und Vermögen mit einer für Döblin kaum fassbaren Gelassenheit hin. Ganz anders ist jedoch die Reaktion auf die politischen Veränderungen. Döblin bemerkt:

„Ich glaube nicht, daß es Selbstmord gegeben hat wegen des Verlustes von Vermögen, – aber aus politischen Gründen gab es viele.“

Und als ähnlich ungewöhnlich empfindet Döblin die Reaktion auf die Zerstörungen: Döblin war davon ausgegangen, dass die Zerstörungen Depressionen ausgelöst hätten. Doch sie wirkten nicht deprimierend, „sondern als intensiver Reiz zur Arbeit“. Döblin versteigt sich deshalb zur Prognose:

„Ich bin überzeugt: Wenn sie die Mittel hätten, die ihnen fehlen, sie würden morgen jubeln, daß man ihre alten, überalterten, schlecht angelegten Ortschaften niedergelegt hat du ihnen Gelegenheit gab, nun etwas Erstklassiges, ganz Zeitgemäßes hinzustellen.“

Im Kontext des Berichts wirkt diese Prognose gespenstisch-irreal. Mit Blick auf die Zeit des „Wirtschaftswunders“ und der damit verbundenen Aufbaueuphorie erscheint sie als prophetische Vorwegnahme der später tatsächlich eingetretenen Entwicklung.

Döblin artikuliert jedoch nicht nur sein Unbehagen über bestimmte, von ihm prognostizierte Entwicklungsmöglichkeiten. Er will die Gründe erforschen, die zu diesen Entwicklungen führen. Generell glaubt er, „eine gewisse geistige Schwerfälligkeit“ bei den Deutschen zu konstatieren, die es vor 1933 nicht gegeben hat. Sie erscheinen ihm, „der von draußen kommt, viel uniformer“. Offensichtlich, so folgert Döblin, liegt das daran, dass sie 12 Jahre lang „wenig Einflüsse von draußen erfahren“ haben und dass diese Einflüsse stark kontrolliert waren. Er sagt:

„Eine gleichsinnige Propaganda lastete auf ihnen und nivellierte sie, ob sie gebildet oder ungebildet waren.“

Die Folge ist, dass die Verwüstungen die Menschen nicht, wie Döblin sagt, „zum Denken bringen“ und dass sie gleichfalls nicht „politisch erzieherisch“ wirken.

„Sie verfügen über ein kleines Repertoire an Vorstellungen, das man ihnen eingeprägt hat, und damit arbeiten sie, und man kann sie schwer da rausziehen. Das hat das Regime hinterlassen.“

Das erklärt auch, weshalb Aufrufe und Broschüren nicht aufklärend wirken. Wie die Dolchstoßlegende nach dem Ersten Weltkrieg, so wirkt nun die Okkupation der „Aufklärung“ entgegen. Döblin sagt: Sie „sperren [...] sich [...] gegen politische Unterhaltungen mit Leuten, die eine andre Auffassung haben.“ – Was Döblin hier über die intellektuelle Selbstisolation berichtet, die auch bei denen zu erkennen ist, die den Nationalsozialismus abgelehnt haben, hat auch Margret Boveri in ihrer intellektuellen Biografie *Tage des Überlebens* konstatiert. Problematisch war nicht die Isolation als solche, die in gewisser Hinsicht unvermeidlich war, sondern dass man sich nach 1945 dieser unvermeidlichen Deformation des eigenen Denkens in Deutschland nicht bewusst wurde. Nur die Einsicht in eine solche Problematik hätte rechtzeitig intellektuelle Erkenntnisprozesse auslösen können.

Die Folge ist, dass der Beziehungsrahmen des Denkens verkürzt und alles erfahrene und wahrgenommene Übel nur auf die augenblickliche Situation und nicht auf den Krieg in seiner Gesamtheit bezogen wird. Dies bildet den Höhepunkt von Döblins Bericht über seine Rückkehr: ein Dialog mit einer jungen Frau, die intellektuell Döblins Argumentation durchaus nachvollziehen kann, die aber trotzdem – wie durch einen ‚magischen‘ Zauber gebannt – in ihrer eigenen emotionalen Form des Wahrnehmens und Urteilens verharret. Hier äußert sich ein radikaler Bruch zwischen dem Remigranten Alfred Döblin und der Generation der damals Zwanzigjährigen. Döblin, immerhin bereits ein Mann von 67 Jahren, erkennt, dass zwischen ihm und der neuen Umgebung Barrieren stehen, die nicht einzureißen sind. Die Heimat, in die er zurückkehren wollte, ist ihm endgültig fremd geworden.

Wir wissen, dass Alfred Döblin 1953 Deutschland ein zweites Mal – und diesmal endgültig – verlassen hat. Der Versuch, aus der Emigration zurückzukehren, ist gescheitert: wie auch bei vielen anderen, die nach ihrer Rückkehr aus dem Exil Deutschland ebenfalls wieder verließen.

*

Aber die meisten Remigranten blieben in Deutschland, obwohl sicherlich viele von ihnen ähnliche Erfahrungen machten wie Döblin. Die Nachkriegsentwicklung in der Bundesrepublik ebenso wie in der DDR ersparte ihnen nicht Enttäuschungen. Viele Emigranten erlebten die eigentliche Tragödie ihres Lebens erst nach der Rückkehr. Anlässe, die Emigranten zu denunzieren und zu diffamieren, gab es in Ost und West genug. Wer in Nachkriegsdeutschland als „Kosmopolit“, „Zionist“, „Kommunist“, „Jude“, „Vaterlandsverräter“ angegriffen wurde, weil er während des Exils mit seiner ganzen Kraft für die Befreiung Deutschlands vom Nationalsozialismus gekämpft hatte, hatte allen Grund, mit Deutschland zu hadern. Der Emigrant, der in die sowjetische Besatzungszone zurückkehrte, war für den Westen suspekt; wer in die westliche Besatzungszonen ging, verlor zumeist seine Freunde, die jetzt im Osten lebten. Intellektueller, die Brücken zwischen Ost und West schlagen wollten, gerieten zwischen die Fronten und wurden im Osten und im Westen zur Unperson. Die Geschichtsbücher weisen im Osten wie im Westen über Jahrzehnte hinweg vergleichbare charakteristische Mängel auf: Bleiben im Westen viele große Namen des Exils unerwähnt, weil man sich für die Geschichte des Exils nicht interessierte, so werden im Osten aus Gründen politischer Opportunität Namen aus den Geschichtsbüchern wieder getilgt, die hier bereits gestanden haben, weil diese Personen in den Westen gegangen sind. Brauchte man im Westen Jahrzehnte, bis man sich der gemeinsamen Geschichte des Exils erinnerte, so brauchte man im Osten Jahrzehnte, bis man die Opfer des Stalinismus unter den Exilierten rehabilitierte. Die Emigranten scheinen dafür prädestiniert zu sein, als Spielball wechselnder Interessen missbraucht zu werden. Nicht einmal die Anerkennung der eigenen politischen Leistung scheint sicher zu sein. *Ein Deutscher auf Widerruf* – so überschreibt Hans Mayer, aus dem schweizerischen Exil über Frankfurt a.M. in die sowjetische Besatzungszone zurückgekehrt, dann in die Bundesrepublik übersiedelt, mit gutem Grund seine Autobiografie.

Was dieser jahrzehntelangen teils offenen, teils latenten Verunglimpfung wichtiger Gruppen von Emigranten einen so außerordentlich bitteren Beigeschmack verleiht, ist die Tatsache, dass die Emigranten aus freien Stücken und sicherlich nicht mit der Erwartung, hier spezielle Vorteile zu finden, nach Deutschland zurückkehrten. Im Gegenteil, die meisten hatten sich inzwischen politisch wie gesellschaftlich in den asylgewährenden Staaten gut etabliert; sie waren häufig gleichberechtigte Staatsbürger geworden und sie führten ein Leben, das sich vorteilhaft vom Leben in Deutschland unterschied, wo Besatzungsrecht herrschte, wo also an eine ungehinderte politische Betätigung auf lange Zeit noch nicht zu denken war und wo Hunger und Wohnungsnot herrschten. Der Anlass, dieses vergleichsweise gesicherte Leben aufzugeben, war der Wunsch, am Aufbau einer neuen gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Ordnung in Deutschland mitzuwirken. Dafür hatte man gekämpft; weil in Deutschland eine Diktatur herrschte, war man ins Exil gegangen. Es war also konsequent, zurückzukehren, weil dies in der Perspektive des politischen Handelns lag, die man seit 1933 verfolgt hatte. – Diese Gemeinsamkeit verbindet die Emigranten, die, geht man nach ihrer politischen Herkunft und Entwicklung, z.T. ganz unterschiedlichen Lagern angehörten. Die politischen Auffassungen Walter Jankas, der eines der wichtigsten Mitglieder der politisch bedeutenden mexikanischen KPD-Gruppe gewesen war, zu der unter anderem auch Paul Merker und Anna Seghers gehört hatten, unterschieden sich mit Bestimmtheit von den Auffassungen Michael Thomas', der als englischer Armeeangehöriger nach Deutschland zurück-

kehrte und der später Mitglied der englischen Militärverwaltung wurde; die Auffassungen Jakob Monetas, der als Sozialist und Gegner der zionistischen Araberpolitik aus Palästina zurückkehrte, unterschieden sich sicherlich nicht unwesentlich von denen Frau Dr. Weichmanns, die, befreundet mit Max Brauer, gemeinsam mit ihrem Mann aus den USA zurückkam. Die Unterschiede treten jedoch bei aller vorhandenen Differenz der politischen Standpunkte in den Hintergrund, wenn man das gemeinsame Ziel berücksichtigt.

Für die weitere Entwicklung der Beziehung zwischen den Remigranten und denjenigen, die während der Nazi-Diktatur in Deutschland verblieben waren, muss man zwei Gesichtspunkte im Auge behalten: die allgemeine Unkenntnis über das Leben im Exil und die eigentümliche Prägung, die das politische Denken in Deutschland durch das Dritte Reich gewonnen hatte.

Es war überaus folgenreich, dass 1945 kaum jemand angemessene Vorstellungen davon hatte, wie das Leben im Exil realiter ausgesehen hatte. Frank Thieß prägte 1945/46 im Briefwechsel mit Thomas Mann das infame Wort von denjenigen, die „aus den Logen und Parterreplätzen des Auslands“ der deutschen Tragödie zugeschaut hätten. Gründlicher konnte das Exil kaum missverstanden werden. Die meisten Exilanten lebten über Jahre hinweg an der unteren Grenze des Existenzminimums; sofern sie ausgebürgert waren – und das wurden sie auf die Dauer alle –, hatten sie automatisch die deutsche Staatsbürgerschaft verloren. Sie waren deshalb nicht bloß Asylsuchende – was das an menschlicher Tragik bedeutet: davon können wir uns, leider, aufgrund der Behandlung von Asylanten in der Bundesrepublik ein anschauliches Bild machen –, sondern sie *staatenlose* Asylanten: was noch ein beträchtlicher Unterschied zum Negativen hin bedeutet. Die Besserung der Lebensbedingungen, von denen ich vorhin sprach, trat zeitlich erst später, in der Phase des überseeischen Exils, ein. – Viele hatten mit der Waffe in der Hand gegen Deutschland gekämpft: in Spanien, in Frankreich, in den alliierten Armeen. Sie alle waren sich darüber bewusst gewesen, welches Risiko es bedeutet hätte, in deutsche Hände zu fallen. Fast alle hatten Freunde, die im Kampf gefallen waren, die in Verzweiflung während des Exils sich das Leben genommen hatten oder die – wie Rudolf Breitscheid oder Siegfried Rädels – tatsächlich nach Deutschland ausgeliefert und in Konzentrationslagern umgekommen waren. Man denke vor allem an die jüdischen Emigranten, von denen jeder Verwandte, in Deutschland und durch Deutsche ermordet, verloren hatte. – Deshalb war es auf so verletzende Weise oberflächlich, den Emigranten die Distanz von Theaterbesuchern zuzuschreiben, wie es Frank Thieß tat. Das Leben im Exil wäre durch viele andere Beschreibungen zu charakterisieren gewesen, aber auf keinen Fall durch diese.

In gleicher Weise war es verhängnisvoll, dass selbst der kritische Teil der in Deutschland Verbliebenen nur in sehr unvollkommener Weise fähig war, sich aus der spezifisch innerdeutschen Wahrnehmungsperspektive zu lösen und die eigenen Urteile und Erkenntnisse auf einen *ganz* Europa umgreifenden Horizont zu beziehen. Das betraf vor allem die Urteile über den Bombenkrieg, die Vertreibungen im Osten, die Deutschlandpolitik der Besatzungsmächte und die Entnazifizierungspolitik. Margret Boveri, eine gewiss glaubwürdige Zeugin, hat in ihrer autobiografischen Schrift *Tage des Überlebens* diese durch Isolation und Nazi-Propaganda bewirkte Deformation des politischen Denkens höchst eindrucksvoll beschrieben. Auf diesen Tatbestand nimmt auch Döblin bezeichnenderweise mehrfach Bezug. Weil in Deutschland über zwölf Jahre hinweg opponierende Meinungen öffentlich nicht mehr vertreten werden konnten, weil man von ausländischen Informationskanälen abgeschnitten war,

hatte sich die Wahrnehmungs- und Urteilsperspektive zwangsläufig verengt. Die politische Propaganda der Nazis hatte sich stärker als erwartet durchsetzen können. Sie hatte indirekt sogar Teile der Opposition erreicht. Die Folgen waren beträchtlich. Man registrierte nicht mehr, dass der in Deutschland herrschende Hunger, das Elend der Flüchtlinge, Ausgebombten und Gefangenen mit dem Elend im übrigen Europa in Vergleich zu setzen seien, das von Deutschland überfallen, ebenfalls ausgebombt, ausgeplündert worden war, dessen jüdischer Teil ermordet worden war, in dem ein Teil der Bevölkerung zu Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert worden war. Man führte sich nur unzulänglich ins Bewusstsein, dass Deutschland den Krieg begonnen hatte, dass es eine harte Okkupationsmacht gewesen war, dass Deutschland einen grausamen Vergeltungskrieg gegen die nationalen Widerstandsorganisationen geführt hatte, dass die anderen europäischen Staaten Abermillionen an Toten und gewaltige Zerstörungen zu beklagen hatten. – Denjenigen Deutschen, die im Exil gewesen waren, waren aber diese Fakten bewusst; sie hatten sie z.T. miterlebt, z.B. bei der Flucht aus Frankreich im Jahre 1940/41, bei der Bombardierung Londons oder beim deutschen Überfall auf die Sowjetunion. Die Alliierten waren deshalb aus der Sicht der Emigranten auch nicht die ehemaligen Kriegsgegner und jetzigen Besatzungsmächte; es waren vielmehr die Staaten, die ihnen, so problematisch dies im Einzelnen gewesen sein mag, Asylrecht gewährt und die Deutschland vom Faschismus befreit hatten. War für die Mehrheit der deutschen Bevölkerung 1945 das Jahr der Kapitulation, des „Zusammenbruchs“, so war es für die Emigranten unzweifelhaft und in sehr konkreter Form das Jahr der Beendigung der Nazi-Diktatur – des Zieles, auf das sie jahrelang hingearbeitet hatten.

*

Versucht man, eine Bilanz zu ziehen und festzuhalten, was der spezifische Beitrag des Exils für den Aufbau einer neuen gesellschaftlichen Ordnung in Deutschland gewesen ist, dann wird man die Summe der konkreten Einzelleistungen auf der einen Seite zu berücksichtigen haben: die Leistungen beim Aufbau unseres föderalistischen Staatswesens, beim Parteiensystem, beim Aufbau einer Wirtschaftsordnung, in der die Gewerkschaften erstmals einen maßgeblichen Platz einnehmen, beim Aufbau des parlamentarischen Systems, der demokratischen Presse, der Justiz. Diese Reihe ist nicht vollständig; sicher kann sie ergänzt werden. Auf der anderen Seite steht nach meiner Meinung ein schwer zu messender Beitrag, dem ich jedoch ein ähnlich großes Gewicht zumesse: die Öffnung Deutschlands und der deutschen Gesellschaft zu den Nachbarstaaten hin. Ich glaube, dass in keiner Phase der deutschen Politik ein so wesentlicher Teil der demokratischen Elite enge, intensive Beziehungen zum Ausland erworben hat, wie, durch die Umstände bedingt, die Emigranten es getan haben. Dies war ein Kapital an Erfahrungen, politischer Weitsicht, des Kennenlernens anderer politischer und gesellschaftlicher Systeme, das in vielfältiger Form der deutschen Gesellschaft zugutegekommen ist. Die Exilanten waren gleichsam Botschafter der europäischen und außereuropäischen Staaten im Nachkriegsdeutschland – und sie wurden – oftmals in sehr konkreter Form, also diplomatischem Status nach – auch tatsächlich Botschafter Nachkriegsdeutschlands in den Nachbarstaaten und in Deutschland befreundeten Staaten. Das war in der DDR ebenso wie in der Bundesrepublik der Fall.

Ich will diesen Aspekt nicht überbewerten; aber es scheint mir, dass ohne diesen Beitrag Nachkriegsdeutschland anders aussehen würde. Wir haben den Remigranten einen Groß-

teil der erreichten politischen und gesellschaftlichen Freiheit zu verdanken. Vor allem danken wir ihnen, dass die Idee des Revanchismus ein für alle Mal überwunden und dass an ihre Stelle die Idee nachbarschaftlicher Beziehungen zu allen Staaten Europas getreten ist.